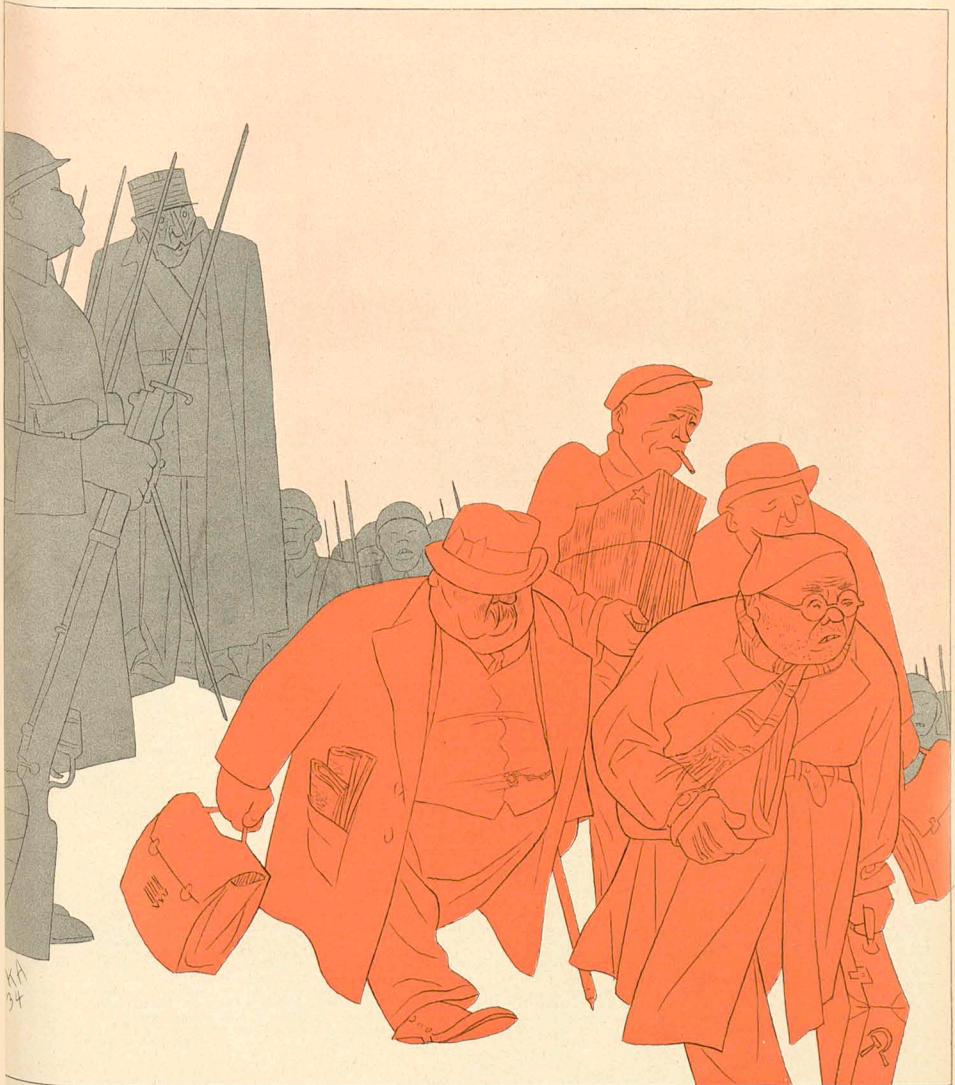


SIMPLICISSIMUS

Agents provocateurs

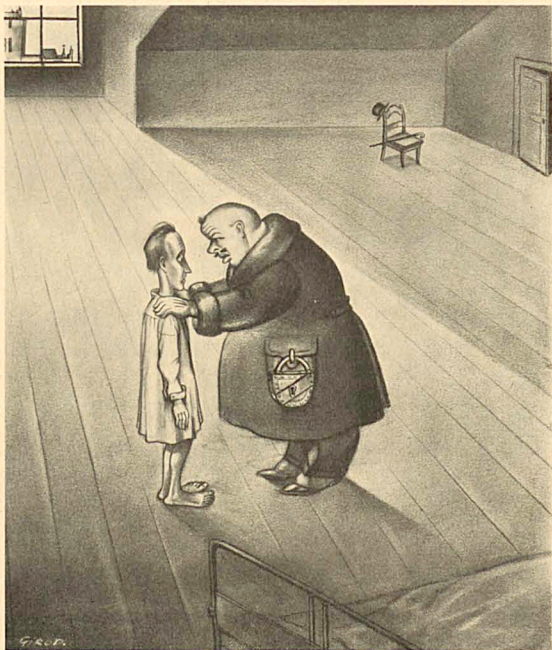
(Karl Arnold)



„En avant, ans Werk! Wie sollen wir sonst im Saargebiet Ruhe herstellen, wenn ihr nicht für die nötige Beunruhigung sorgt?“

Der Helfer in der Not

(Ch. Girod)



„Ich will Ihnen einen guten Rat geben . . .“

Kienlun oder Das verlorene Jahr

Eine echt chinesische Geschichte von Rudolf Reymér

Seit sechs Monaten hat sich Kienlun, der meistgelesene Schriftsteller der Dynastie Wu, in das entlegene Bergkloster Paoli zurückgezogen, um seinen neuen Roman zu schreiben. Er würde — daran bestand kein Zweifel — den mit dem Verlage zum Krächzenden Sumpfranich geschlossenen Vertrag pünktlich innehalten und noch vor Ablauf des letzten Sommermonats in die Hände des freundlichen Herrn Ku-Ko, seines langjährigen Verlegers, ein dickleibiges Manuskript legen. Kienlun verstand sein Handwerk. Sein stilistisches und gedankliches Können machte seine Romane mit Recht zur Lieblingslektüre von Hunderttausenden. Das eigentliche Geheimnis dieses Massen Erfolges aber bestand darin, daß die Romane dem menschlichen Gerechtigkeitsinn, dem Glauben an den endlichen Sieg des Guten und Schönen, mit einem Wort, dem Optimismus in vollendeter Weise Genüge taten. Je verzweifelter und auswegloser die Situationen, je tragischer und unlösbarer die Konflikte waren, in die Kienlun seine bewundernswerten Helden und seine zaubernden Heldinnen geraten ließ, desto sicherer und wunderbarer war die schließliche Vernichtung ihrer gefährlichen und abscheulichen Widersacher und ihr endlicher Triumph über das Böse.

Der neue Roman versprach ein Meisterwerk seiner Art zu werden. Der Held, ein junger Gelehrter aus einer der angesehensten Familien des Landes, mit allen Gaben eines großen Geistes und einer schönen Seele ausgestattet, dabei von stattlicher Erscheinung, gewinnenden Manieren und einer bescheidenen, aber unerschrockenen Männlichkeit, schien weiter als je vom Ziel seiner Wünsche entfernt, die sich in der rührenden und betörenden Gestalt der lieblichen Mädchenblüte Taiote verkörperte. Ihr Entführer, der gewissenlose und heimtückische Sohn eines reichen Emporkömmlings, hatte durch Bestechung von ungetreuen Hofbeamten und auch mit Hilfe geschickt gefälschter Dokumente, welche hochverräterische Anschläge gegen die Regierung des Himmelssohnes zu beweisen schienen, die Verbannung des Helden auf Lebenszeit in die elende und ungesunde Grenzprovinz Liänschu durchgesetzt. Nichts schien die unglückliche Taiote, die sich schutzlos der Gewalt des Wüstlings ausgeliefert sah, zurückhalten zu können, den im Arm ihres Seidenmantels verborgenen Dolch in ihre schöne Brust zu stoßen. An diesem Punkte des Romans, an dem die wachsende Empörung jedes Lesers und zu Tränen gesteigerte Mitgefühl

jeder Leserin ihren Gipfel erreichen mußte, bereitete Kienlun mit überlegener Sicherheit die große, überraschende Wendung im Schicksal seiner vielgeprüften Helden vor. Mit einem in sich gekehrten Lächeln den Umschwung zum Sieg des Guten und Schönen überdenkend, prominente Bewegungen sich gegen die Steinbrüstung lehnte und dann mit einem tiefen Stöhnen zu Boden stürzte. Kienlun sprang hinzu und beugte sich über den Ohnmächtigen, dessen edle, wenn auch durch Erschöpfung und Kummer anstattliche Züge sich allmählich wieder belebten. Er stieß einen Seufzer aus, schlug die Augen auf und richtete sie auf Kienlun mit einem Ausdruck grenzenloser Hoffnungslosigkeit und stummer Verzweiflung, der diesen bis ins innerste Herz traf.

Eine Stunde später lag der Fremde regungslos auf dem Bett einer unbewohnten Klosterzelle. Die guten Mönche von Paoli hatten dem jungen Manne die zerrissenen und mit Schmutz bedeckten Kleider ausgezogen, seinen abgezehrten und von frischen Wunden bedeckten Leib mit lauwarmen Wasser gewaschen und mit kräftigen Essenzen abgerieben. Sie hatten ihm einen Teller Suppe und einen Becher heißen Wein eingeflößt und ihn dann der Ruhe der Nacht und der Gesellschaft Kienluns überlassen.

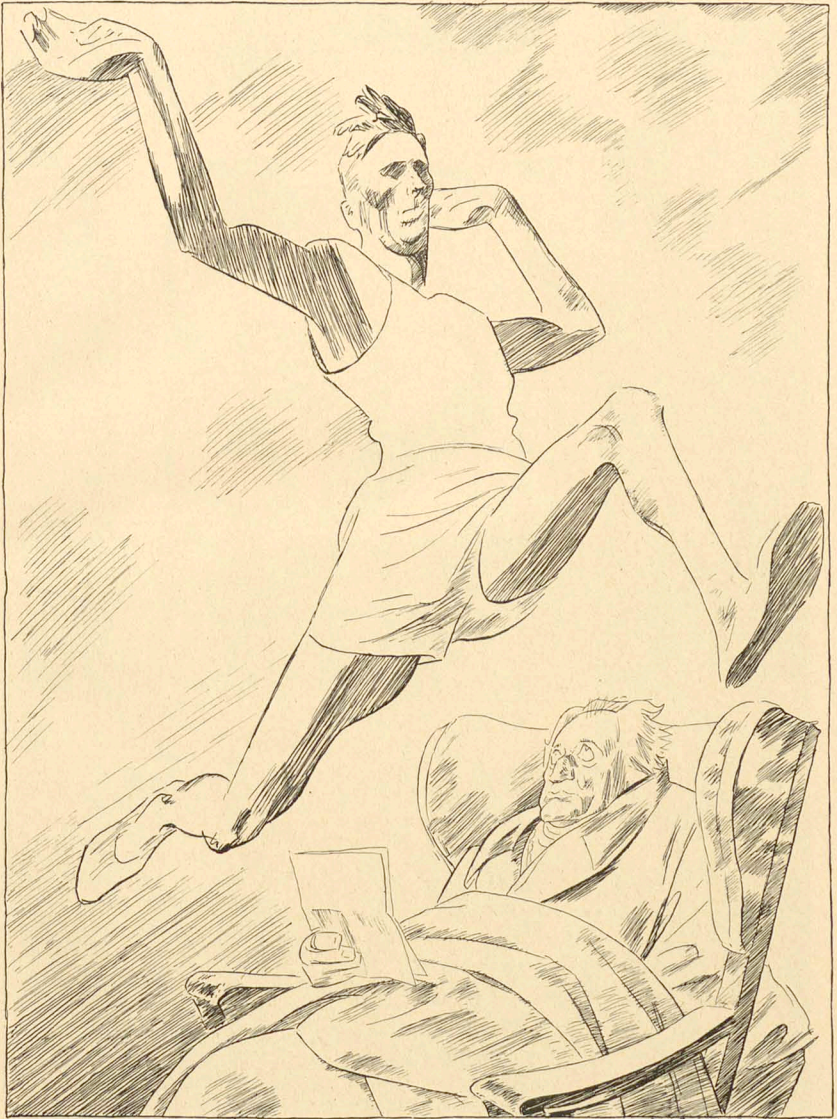
Am Morgen war der Fremde tot. Kienlun hatte ihn nicht verlassen. Bis lange nach Mitternacht hatte er auf einem harten Holzschemel am Kopfende des Lagers vor gebeugt gesessen und unverwandt in das fahle Gesicht, in die mattglänzenden Augen und auf die schmerzverzerrten Lippen gestarrt, die unablässig, wie im Selbstgespräch, heiser flüsternd sich bewegten. Kienlun hatte kaum zu atmen gewagt, um keines der unter unaglichen Anstrengungen und Qualen ausgehauchten Worte zu verlieren. Als sich der zuckende Mund endlich krampfartig zusammenpreßte und die Rede versiegte, war Kienluns Kopf auf die Knie gesunken, im bleichen Licht der Morgendämmerung erwachte er fröstelnd aus todähnlichem Schlaf. Stöhnend bog er den gekrümmten Rücken gerade. Sein erster Blick fiel auf den Mund des Fremden. Die bläulichen Lippen waren halbgeöffnet und verzerrt. Er war gestorben.

Kienlun war weder imstande, das Frühstück einzunehmen noch zu schreiben. Er betrat weder die Terrasse vor seinem Zimmer, noch unternahm er seinen Abendspaziergang auf der großen Terrasse. Die Nacht einbrach, erhob er sich, zündete die Öllampe an und verbrannte auf dem kleinen Räucheraltar getrocknete Kräuter. Dann machte er Feuer in dem Kohlenbecken, das für die Winterszeit bereitstand, ergriff sein fast vollendetes Manuskript, die Arbeit der verflochtenen Monate und die Hoffnung der bevorstehenden Saison, und hielt Blatt für Blatt über die Flamme, bis der Boden des Zimmers ganz mit Asche bedeckt war, die im Nachtwind wie welkes Laub raschelte. Dann löschte er Feuer und Lampe und schlief unter wüsten Träumen. Erst im Früherbst kehrte er in die Hauptstadt zurück. Sobald der freundliche Herr Kuko, der in den letzten Wochen seinen Diener jeden zweiten Tag zur Wohnung seines geschätzten Autors geschickt hatte, von Kienluns Heimkehr erfuhr, bestellte er seine gelbe Sänfte, nahm einen großen Strauß Kaiserchrysanthen in den Arm und ließ sich im Eltempo zu ihm bringen. Er fand Kienlun blaß, milde und ungewöhnlich einsig. Er begrüßte ihn mit echter Herzlichkeit, übergab die herrlichen Blumen und erzählte ihm zehntausend kleine und

(Schluß auf Seite 413)

Junge und Alte

(Claf Gulbenkfen)



Das junge Volk, es bildet sich ein,
Sein Tauftag sollte der Schöpfungstag sein.

Möchten sie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen als Eingebinde schenken!

© 1918

Stimme aus dem Publikum

(Wilhelm Schulz)



„Wann wird denn endlich dem Genfer Kasperltheater angesichts der tatsächlichen Verhältnisse die Konzession entzogen?!“

Kienlun oder Das verlorene Jahr

(Schluß von Seite 410)

große Ereignisse, die in den vergangenen Monaten das öffentliche, gesellschaftliche und literarische Leben der nördlichen Hauptstadt in Aufregung versetzt hatten. Zum Schluß, als er sich schon verabschiedet hatte, fragte er, als ob es ihm eben einfiele, nach dem Manuskript des neuen Romans. Kienlun betrachtete eine Weile die Pracht der Kaiserchrysanthem. Dann öffnete er den Koffer aus Bambusrohrplatten, ein sinnvolles Geschenk des liebenswürdigen Herrn Kuko, und entnahm ihm ein dickes Paket, das der Verleger des Krächzenden Sumpfranichs erfreut unter die Flügel nahm, um sich eilends zu entfernen.

Schon fünf Tage später erhielt Kienlun das gleiche Paket mit einem Begleit-schreiben zurück. Nach den vorgeschriebenen höflichen Einleitungssätzen erklärte der freundliche Herr Kuko, daß er wie sein Oberlektor, der kluge und gewissenhafte Herr Pe-Se, von der Lektüre des einzigartigen Werkes aufs tiefste beeindruckt worden wäre. Er hob seine literarischen Qualitäten, seinen schonungslosen Realismus, die glänzende Diktion und vieles andere mehr in den Himmel, gab aber dann, auf die Erde zurückkehrend, seiner und seines Oberlektors schmerzlicher Überzeugung Ausdruck, daß die destruktive Tendenz, die grausame Hoffnungslosigkeit und der niederdrückende Pessimismus, welche dieses erschütternde Dokument menschlichen Schicksals erfüllten, den an sich verdienten Erfolg des großen Romans zweifelhaft erscheinen ließen. Auf Grund reiflicher und ernsthafter Überlegung hielt es der Verlag für nicht im Interesse des Verfassers gelegen, durch Verbreitung

eines so völlig dem Wesen seiner früheren Produktion entgegengesetzten Buches die Beliebtheit des großen Volkszählers einer Belastungsprobe auszusetzen, deren Risiko in keinem Verhältnis zu dem zu erhoffenden Gewinn stehe, vielmehr für die weitere Zukunft des geschätzten Autors bedenklliche Folgen in sich schließen könne.

„Sie sind ein Dichter, mein Lieber“, schrieb der erfahrene Herr Kuko und sprach die Hoffnung aus, daß er die Ehre und das Vergnügen haben werde, bald ein neues Manuskript aus dem unübertrefflichen Pinsel Kienluns zu empfangen.

Kienlun war mehr betäubt als überrascht und bot das abgewiesene Manuskript dem erbitterten Konkurrenten seines alten Verlegers, dem „Haus zum Hinkenden Perlhuhn“ an, von dem es unbesehen angenommen und mit einem noblen Vorschuß honoriert wurde. So erschien also der neue Roman Kienluns pünktlich wie alle Jahre zu Beginn der Wintersaison, mit einer leuchtenden und aufreizenden Bauchbinde geschmückt, in den Buchläden der nördlichen Hauptstadt und der Hauptstädte aller Provinzen. Der Erfolg war kläglich. Die berufsmäßige Kritik nannte das Buch ein Experiment, das Ergebnis einer Laune, das wohl einen Einzelfall darstellte und an dem literarischen Bilde des bekannten Volkschriftstellers nichts ändere.

Das große Publikum, welches jedes Jahr seinen neuen Kienlun, der im Grunde natürlich immer der alte zu sein hatte, verlangte, bezahlte und empfing, nahm die Sache krumm. Es lehnte das Werk aus den Gründen ab, die der erfahrene Herr Kuko bereits geltend gemacht hatte, ohne daß es dessen schöne stilistische Wendung fand, sondern indem es das Buch offen

als enttäuschend, als übertrieben und un-erfreulich bezeichnete.

Kienlun aber hatte weder übertrieben, noch sich düstern Phantasien hingeben; sein neues Werk war lediglich die wahrheitsgetreue Geschichte, der Lebensroman jenes unglücklichen jungen Mannes, der auf der großen Mauer ohnmächtig zusammengebrochen und in der Klosterzelle von Paoli gestorben war.

Kienlun bereitete der Mißerfolg mehr Enttäuschung und Verdruß als die Ablehnung seines alten klugen Verlegers, der mit seinen Prophezeiungen nur zu recht behalten hatte. Die erste Honorarabrechnung, die der Verlag zum Hinkenden Perlhuhn drei Tage nach dem chinesischen Neujahrfest vorlegte, vermehrte seinen Kummer. Er war gezwungen, seinen Lebensaufwand erheblich einzuschränken. Als das Frühjahr herankam, war das Buch bereits so gut wie vergessen. Er reiste früher als sonst nach dem stillen Bergkloster Paoli und arbeitete sechs Monate fleißig unter genauer Einhaltung seiner alten bewährten Gepflogenheiten. Er besaß das ausgezeichnete Gedächtnis vieler bedeutender Schriftsteller und schrieb zum zweiten Male fast wörtlich den Roman, den er im vorigen Sommer kurz vor der Vollendung verbrannt hatte. Pünktlich lieferte er Herrn Pe-Se, dem Oberlektor des Krächzenden Sumpfranichs, das schön geschriebene Manuskript ab. Drei Tage später erschien der freundliche Herr Kuko in seiner gelben Sänfte persönlich bei ihm und beglückwünschte ihn und sich zu dem glänzenden Werk seines geschätzten Pinsels. Der Erfolg des Buches übertraf die kühnsten Hoffnungen, die Verlag und Autor an seine Aufnahme geknüpft hatten. Eine Woche vor Neujahr meldete das Hinkende Perlhuhn Konkurs an.

Ein Wiedersehen

(Paul Scheurich)



„Weiße noch, damals, wie wir uns Tag für Tag verprügelt haben?“ — „Ja, das waren Zeiten! Man sollte es nicht für möglich halten, daß man sich dann nachher so auseinanderleben kann!“

Berliner Bilder

Berliner Lokalzeiger:

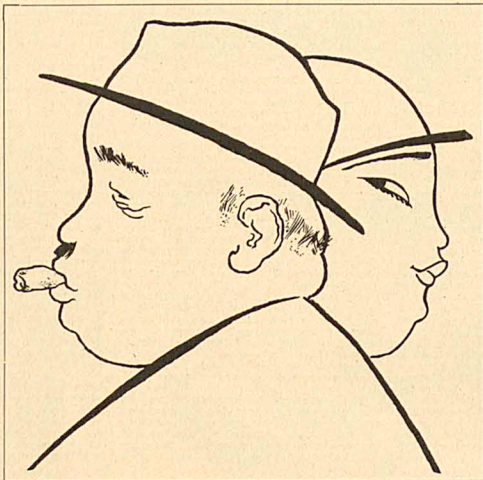
„Karl Arnold gloriert mit unerbittlichem Geißel wie Baumwächse unserer Zeit, aber er meißelt dabei die Gabe der überlegenen Letterfeier, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:

... Mit dem feierlichen Instrument des Chitarras wird Amorphäre und Kaleidoskop des Berliner Inflationszeit mit Kanydielen, Valutaschiebern, Bokamisten, Bokoten süßlich aufgeschmiert.“

Hannoverscher Kurier:

... Verhehlen wir uns doch janitär, was wir andernfalls Rüstler befragen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Boffern, Konfessionären, Tabakartikelpen, Börsianern, Sittmäddchen, Familienvätern, Kaufleuten und Kurfürstendammgesellschaften, ein bodhaft vernünftiger kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Boffern, Konfessionären, Tabakartikelpen, Börsianern, Sittmäddchen, Familienvätern, Kaufleuten und Kurfürstendammgesellschaften, ein bodhaft vernünftiger kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Aus den Fahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simpliciifimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5302

Der Bewunderer

Zu Anfang des Jahrhunderts gehörten die Vehikel, die durch motorische Kraft angetrieben wurden, zu bestaunten Wunderdingen. Auf dem Lande besonders verursachten sie lähmendes Entsetzen der verbieginen Geschöpfe und Maulsperrn-Krämpfe der zweibeinigen.

Wie Spukerscheinungen wirkten die Kraftfahrzeuge aber in den entlegenen Gebieten der überseeischen Halbwildnis. Zu jener Zeit war es, als eine Reisegesellschaft eines dieser Ungeheuer, die noch mit Kottenantrieb ausgerüstet waren, zur Besichtigung einer Farm in Südamerika benutzte. Zuverlässig waren diese Wagen, obwohl damals in dem genannten Kontinent die Erfindung McAdams noch wenig angewandt wurde; Chausseen gab es nicht. Mit Zischen, Fauchen und ohrenbetäubendem Geräusch „navigierte“ der Lenker sein Fahrzeug über die Löcher und Tücken der Landschaft, die viel Rinder- und Pferde, aber selbst nur selten einen primitiven Ochsenkaren sah. Kurz vor der Ankunft an dem Ufer eines Flusses, der mittels Fähre überquert werden mußte, gab es eine Begegnung mit einem Gaucho — einem jener braven Rinderhirten, wie sie in ihrer einfachen, aber würdevollen und stolzen Ritterlichkeit nur die menschenarmen Pampas Südamerikas hervorbringen können. Ebenso, wie alle andere Lebewesen, denen man unterwegs begegnet war, erging es dem Gaucho: er sah, staunte, erschrak entsetzt und ... türmte. Gaucho und Roß, Roß und Gaucho sind ein Begriff, sie gehören zusammen. In diesem Falle auch das Entsetzen: jedenfalls war nicht zu erkennen, wer von den beiden das größere Bedürfnis zu der einsetzenden altschweizerischen Flucht verspürte. Die Fähre war gerade abgefahren, als der Kraftwagen das Ufer erreichte. Es hieß also warten.

Nach geräuscher Zeit erschien in der Ferne auch unser Gaucho wieder. Zögernd er, widerstrebend und nur mit Gewalt vorwärts zu bringen sein Rappe. Ganz an das Ungeheuer war der Hengst aber nicht heranzubringen. Gefesselt ließ ihn der

Gaucht zurück und mußte sich bequemen, wohl zum erstenmal in seinem Leben, einen Weg, der mehr als hundert Meter ausmachte, zu Fuß zurückzulegen. Humpelnden Ganges kam, zu Fuß begrüßte mit unachahmlicher Grandezza und begann von hinten, von den Seiten, von oben, von unten wurde das Monstrum in Augenschein genommen ... und dann kam das unverhohlene Kompliment, die erstaunte, verblüffte Bewunderung, wie sie nur ein Gaucho ausdrücken kann: „Große, verfluchte Hündin, die dich geboren hat!“ c. a. o.

Das Gebet

Von Michail Soschtschenko

Als ich im vorigen Sommer einmal in einem russischen Dorf bei einem mir bekannten Bauern übernachtete, hörte ich, wie die Bäurin betete. Als alles in der Hütte still war, kam die Bäurin barfuß in die Stube, kniete vor dem Heiligenwinkler nieder, schlug mehrmals das Kreuz und flüsterte: „Erbarm dich, heilige Mutter, ich wohne in der letzten Hütte des Dorfes.“ Oft verbogte und bekreuzigte sich das Weib, erbat sich alle göttlichen Gnaden und gab dabei jedesmal ihre Behausung an: die letzte Hütte des Dorfes.

„Bäurin“, sagte ich, als sie mit dem Beten fertig war, „ist denn eure Hütte wirklich die letzte? Nebendran ist doch noch eine!“

„Nein“, sagte das Weib. „Das ist keine Hütte, das ist das Bad! Der liebe Gott weiß das schon.“

„Immerhin“, sagte ich, „es könnte doch eine Verwechslung geben, wenn die Adresse nicht genau ist.“

„Meinst du?“ sagte sie. Sie trat vor den Heiligenwinkler, kniete noch mal nieder und sagte: „Erbarm dich, heilige Mutter, ich wohne in der letzten Hütte des Dorfes, das daneben ist das Bad.“ Dann beugte sie den Kopf bis zum Fußboden, kroch hinter ihren Vorhang und legte sich ins Bett. (Deutsch von Rolf Grashay)

Vom Tage

Der frühere Luftfahrtminister Pierre Cot schreibt im „Oeuvre“: „Ja, es gibt ein Mittel, um den Luftkrieg zu neutralisieren, es sind dies folgende Maßnahmen: 1. Abschaffung der gesamten Militäraviatik, 2. Organisation einer internationalen Kontrolle über die Handelsflugzeuge, 3. Schaffung einer internationalen Luftpolizei.“ Solche vernünftigen Gedanken zu denken hat ein Luftfahrtminister scheinbar erst Zeit, wenn er a. D. ist. Ist er aber im Dienst, so ist nach den bisherigen Erfahrungen wohl die Vernunft a. D.?

Totenbretter

Im Bayerischen Wald besteht seit Jahrhunderten der Brauch, für die Verstorbenen an einem Baum, einem Baum oder sonstwo ein sogenanntes Totenbrett anzubringen, um die Erinnerung wachzuhalten. Nachfolgend die Inschriften zweier solcher Gedenktafeln:

Zur Erinnerung an das traurige Siskaal, durch dessen Schult die Anna Maria Heigl, Wirtstochter in Stotzing am 10. Oktober 1798 der Hölzerne Türstock sie erschlagen hat in seinem Alter von 17 Jahren.

Zur Erinnerung an Michael Wörner, Loambaursohn von Zenting, geboren den 5. Juni 1833. Der Schlag hat ihn geführt, als er eine Kuh vom Markt hat heimgeführt. Gestorben am 13. September 1857.

Vor ihm starb sein Vater, er war Loambauer und Bader, er hat vielen Ader auch gelassen, doch Gott wird ihn nicht verlassen.



„Tja, mit 'n Luftschutz, det is so 'ne Sache! Wieder mal sind die Ärmsten am besten dran — die wohn'n im Keller!“

Nicht zu ändern

Was sind alle schönen Worte,
wenn die Liebe sauft und braußt?
Nur ein Rütteln an der Pforte,
hinter der das Wesen haußt.

Eins will sich ins andre gießen,
Ich ins Du und Du ins Ich,
und mit ihm zusammenfließen . . .
Doch das Wesen bleibt für sich.

Ist aus einem fonderen Holze,
räufselvoll und unerkannt,
— dem Geflecht der Hagefolze
wurzelnah und stammerwandt.

Statuabfr.

Die Uhr

Zu den nicht eben zahlreichen Gegenständen von Wert, die sich rühmen können in meinem Besitze zu sein, gehört auch eine goldene Repetieruhr, noch vom Urgroßvater, daher besser Repetir-Uhr, ein treffliches Opus, das seinen Meister noch mit jedem repetierten Glockenschlag laut lobt.

Dennoch, trotz aller Trefflichkeit, geschah es eines Tages, daß sich der — goldene — Deckel löste vom Werk und ein selbständiger Gegenstand zu werden den unedlen Ehrgeiz bekundete. Betrüb't und zornig hatte ich Uhr und Deckel in den Händen, als mein Freund Köbes kommt. Mit der innigsten Teilnahme betrachtet er die entzweite Eintracht, schaut dann wie eine treue Kuh zu mir herauf und sagt — ich ahne ja, er hat es wieder mal auf ein Geschäft abgesehen! —: „Was ist der Zweck der Uhr? Die Zeit zu zeigen. — Was ist der Zweck des Deckels? Die gezeigte Zeit zu decken. — Da wundert's dich, daß Uhr und Deckel einander leid geworden sind? Achtzig Jahre lang einer des andern Werk so schmäßig hinterreiben! Versuche mal, ob du mit deiner Frau, der Frieda, das achtzig Jahre lang aushalten könntest!“ Dann wird er melancholisch — dann wird er gefährlich, denn gegen seine mitleid-heischende Betrüb'nis ist mir kein Schutz und Schirm gewachsen, leider —: „Nun ja, die Zeit enteilt, und wir mit ihr. Die Uhr zeigt es dir an, kein Deckel kann es hindern, ob er es auch verdeckt. Sei weise, Kol! Und sein ein Mann! Verachte solche goldene Täuschung! Sieh dem Schicksal mutig ins gezeigte Antlitz! Es ist, als flögen wir davon! Als flögen wir — und wohl dem Manne, der sich der Gefahr und Flüchtigkeit des Fliegens stets bewußt bleibt! Pfui über feige Vogelstraub- und Deckelpolitik! Gib mir den Deckel! Siehe, ich bin dann um eine Woche Atzung

reicher — nur um eine einzige Woche — du aber, für dein ganzes Leben, um eine böse, große Täuschung ärmer . . .“ Ich gab ihm den Deckel . . . Noch ehe ich dessen inne ward, war es schon geschehn . . . als flöge er davon . . . ko.

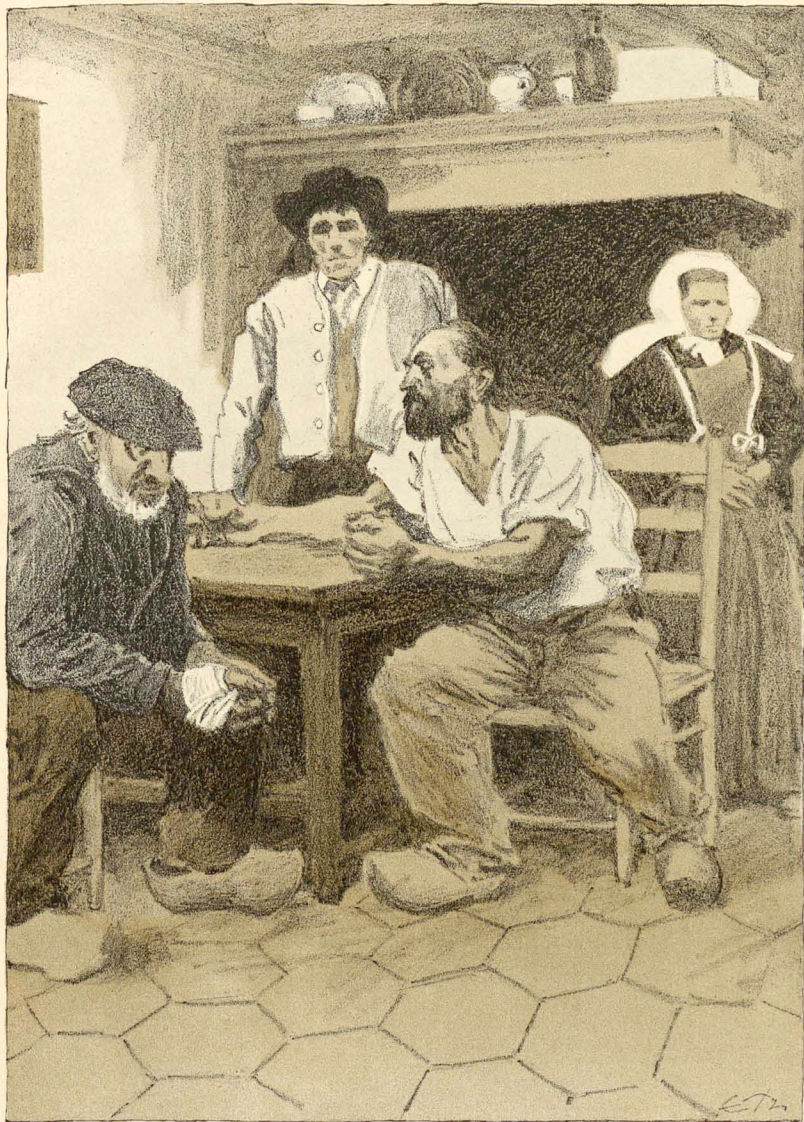
Mit einem Blumenbuch

In jedem Augen, du,
spiegelt ein Innen sich.
Auch wenn die Blüte blüht,
treiben ihr Säfte zu.

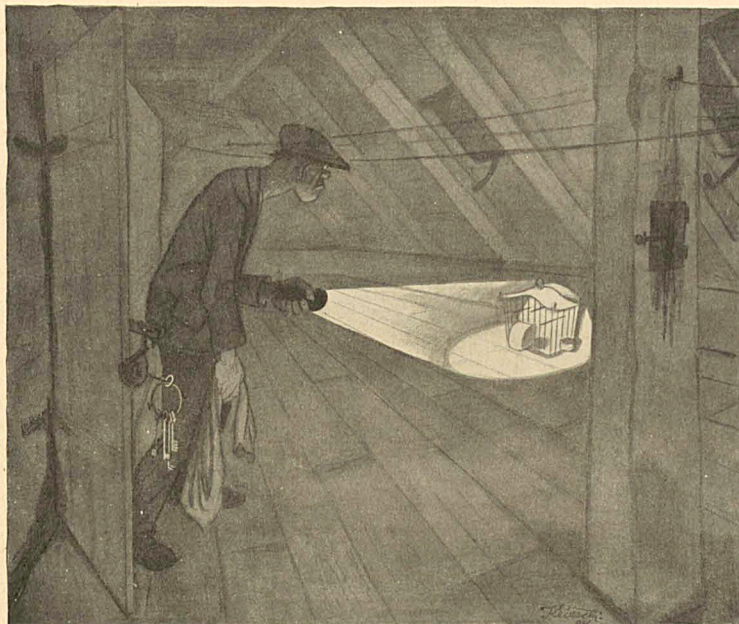
Siehe, die Blumen hier
wachsen für alle Welt,
wachsen zu Gottes Fier,
die uns den Tag erhellt.

Aber du Blume blüht
mir und nur mir allein:
Ach, ich will glädlich fein,
wenn du mir immer blüßt,
wenn du mir innen blüßt —
Sonne und Widerschein!

Hans Braun



„Den Burgfrieden wollen sie also erhalten?“ — „Wenn nur auch der Weltfriede erhalten bliebe!“ —
„Jedenfalls hat unser guter Père Doumergue jetzt seinen Frieden . . .“



„Och, je, 'n Vojelkäfig! Wenn's wenigstens 'ne Mausefalle mit Speck wärel!“

Fanatismus

Von Dirks Paulun

Mensch, nich soviel Wasser! Nich soviel Waasser! Nu is das ja kein Grog mehr — nu is das Plörr! Und denn ist das ja auch gefährlich mit son Fanatismus für Wasser. Glaub mir das! Ich weiß das, ich hab das mit meine eigene Augen gesehn, wie mein Vetter sich seine Gliedmaßen entweigesprungen hat . . .

Mein Vetter Jahn — ich sag ihm das ja gleich, als ich mit ihm näher bekannt werde. Jan, sag ich, das' ja ein Fanatismus von dir!

Ich war noch ein jungen Kerl, wie ich zu sein Eltern zu Besuch kam. Ich schlaf mit ihm in selben Zimmer. Morgens um sechs klingelt der Wecker. Jan kommt sofort hoch, langt sich ein Handtuch und — jumpt ausn Fenster!

Es war ja zu ebener Erde. Aber was soll das nu! Ich kann mich ja doch nich halten und muß mal nachkucken, was er denn so eilig zu beschicken hat. Jan steht da draußen unter der Pumpe und pumpt sich naß von oben bis unten!

Wie er wieder rein kommt, sag ich zu ihm, er soll sich man nich verkühlen. Er sagt ganz trocken, er verkühlt sich nich, er macht das sommers und winters so.

„Mensch“, sag ich, „Jan! das' ja ein Fanatismus von dir!“

„Mach man nix in Gange!“ sagt er. Damals hab ich mir schon mein Teil gedacht . . .

Aber ich mocht ihn ja gern leiden. Jan! Und wie er nächstes Jahr zu uns kommt, hab ich mich da sehr zu gefreut. Ob er wohl auch schon das Trinken gelemt hat? denk ich mir und hol ihn von der Bahn ab.

Aber das war nur so ein Hintergedanke, erstmal freu ich mich und will ihm die Gegend zeigen — Hamburg kannte er ja schon, aber Blankenese hatte er sein Leben noch nich gesehn. Wie wir bei Krögers Hotel vorbeikommen, bleib ich stehen.

„Hast du nich so ein Fanatismus für Wasser?“ frag ich ihn. „Mal wissen, wie dir unser Wasser gefällt!“

„Mach man nix in Gange — wegen Fanatismus!“ sagt er.

Ich erzähl ihm denn von Altonaer Leitungswasser, und er muß mir denn ja auch glauben, daß das was Besondores mit los is, und schließlich will er es mal probieren. Wir denn nach Kröger rein und bestellen Grog mitn Buddi auf'n Tisch, daß er das Wasser mal schmecken kann. Er sagt, es schmeckt ihn gut, und ich sage: „Das kannst du glauben! Ein Chemieprofessor hat geschriben, daß es nahrhaft und bekömmlich ist!“ Das stand damals grade in' Altonaer Nachrichten.

„Denn man zu!“ sagt Jan, und wir trinken Grog. Er tut es wohl mehr wogens Wasser und acht nich so auf'n Rum — ich, ich kenn das Wasser ja schon lange!

Zum Schluß hab ich ihn noch ein Kaffee zu trinken gegeben, damit er das Wasser auch wieder los werden kann, aber der Rum saß ihn ja doch in alle Gliedmaßen. Ein Glück, daß wir zu ebener Erde auf mein Zimmer kommen konnten! Wir wohnen ja an 'n Berg, daß man von hinten gleich in zweiten Stock einsteigt. Wie wir da stehn, sag ich zu Jan: „Hier is das. Wir schlafen in zweiten Stock!“

„Mach man nix in Gange!“ sagt Jan. „Aberst wir brauchen kein Fallreep mehr zu entern!“

Da wuß er ja nu nix mehr zu zu sagen. Ich setz ihn denn auseinander, daß er keine Stufe mehr zu steigen braucht, da fällt ihm sein Hochdeutsch wieder ein: „Denn man zu!“ sagt er.

Ich bring Jan zu Bett und stell den Wecker auf sieben, wo ich aufmuß. Denn leg ich mich auf mein Sofa.

An' Morgen wach ich etwas vor der Zeit auf. Draußen scheint die Sonne, und ich denk mir, Jan soll sich freun, wenn er ausn Fenster kuckt und sieht die Elbe und die Dampfers — ich hatte ihn noch gar nix von gesagt . . .

Um sieben klingelt denn ja auch der Wecker. Ich kann man eben hinlangen und ihn stoppen, da kommt Jan hoch, fährt ausn Bett, saust ans Fenster und — jumpt run!

„Jan! Mach man nix in Gange!“ schrei ich ganz verstört, aber Jan hat sich ganz dusselig aufn Kanstein geschlagen — und nu liegt er da, dreht man bloß eben den Kopf und hat sich ein Arm und ein Bein gebrochen.

Ich geht runter zu ihn. Er kuckt mich ziemlich melancholisch an und sagt: „Das kommt wohl von Grog?“

„Nee, mein lieber Jan, sag ich, das kommt von dein Fanatismus!“

Sechs Wochen muß er in Krankenhaus liegen! Kommt mir direkt leid tun! Aber von dem an, das will ich dir sagen, von dem an hab ich solch gräßliche Angst vor Wasser!

Lieber Simplicissimus!

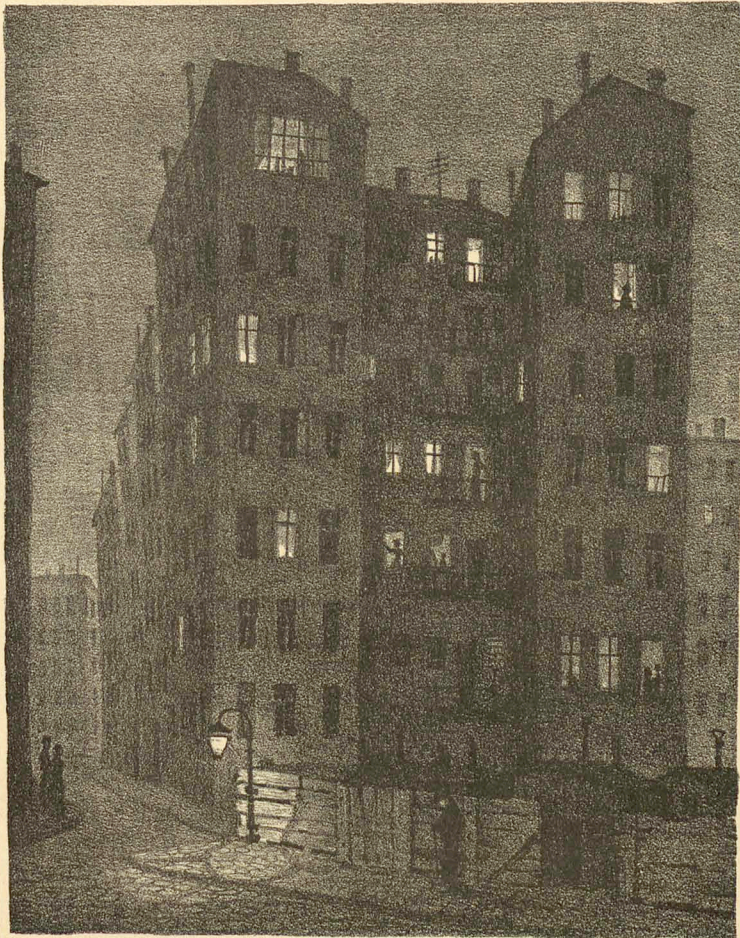
Bei einer Pfingstaufführung in der Art alter Mysterienspiele gab es in der kleinen Kirche eines süddeutschen Landstädtchens ein unerwartetes Zwischenspiel. Auf der Orgelempore, dem Altar gegenüber, sitzt eine norddeutsche Mutter und

hält vor sich auf dem Schoß ihren zehnjährigen Bubeh.
Um die Himmelfahrt Christi leibhaftig darzustellen, wird die holzgeschnitzte Figur des Erlösers an einem Seil hochgewunden und verschwindet vor den Augen der ergriffenen Zuschauer im Deckenloch des Kirchendachs.
Als gleich danach eine ausgestopfte weiße

Taube, den Ölzweig im Schnabel, aus dem gleichen Deckenloch herausgeflogen kommt, bricht der Junge selig und mit ausgestreckten Armen in den Ruf aus: „Verflucht, verflucht, da kommt der Heilige Geist!“ — — —
Die Frommen und der Priester bekreuzigten sich. Trotzdem war der kleine Karl der Star des Tages.

Nacht

(Kubelſt Geymann)



Die Abendglocken schweigen schon lang,
die ihren verlorenen Gottesgefang
über die Dächer hinschweben lassen.
Schritte hallen durch leere Gassen.

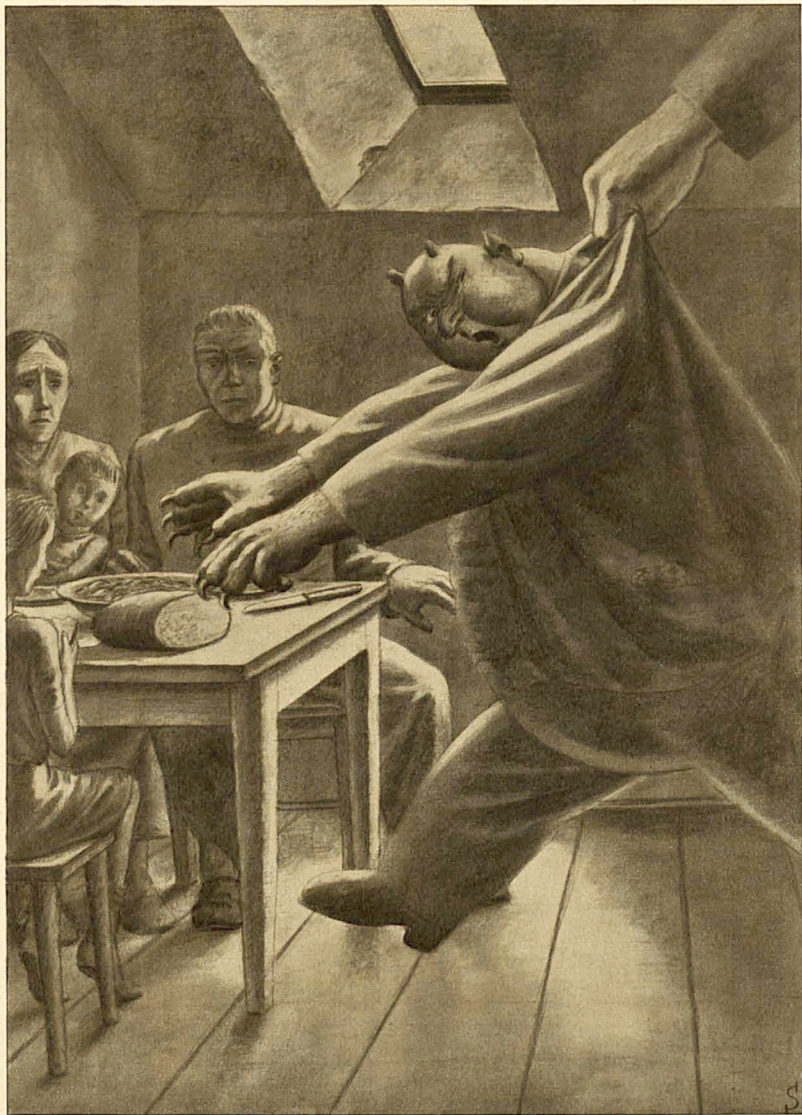
Œgernd, taumelnd schwanke sie her.
Vom Glück betrunken? — — — Vom Leide schwer?
Von Einsamkeit hingerissen ins Licht?
Keine Hand ist zärtlich, keine Stimme spricht. —

Droben aber im leuchtenden Menschenhaus,
da küssen sich zwei, da halten sich zwei.
Die Schritte unten, sie tappen vorbei —
und das Licht löscht aus, das Licht löscht aus.

Marie Dami

Gegen die Profitgier

(E. Schilling)



Eine starke Hand ist da die jeden Schweinehund beim Kragen packt, der sich am täglichen Brot der Volksgenossen versündigen will.